

Fazit der Mittagsgespräche am 5. Juni 2013 (Philosophische Fakultät)

Impulsvorträge von:

Dr. Jörg Driesner (Allgemeine Geschichte der Neuzeit); Prof. Dr. Jürgen Schiewe (Germanistische Sprachwissenschaft)

I. Forschendes Lernen in der Geschichtswissenschaft

Zunächst stellte Jörg Driesner ein **Service Learning-Projekt** vor, das in Zusammenarbeit mit dem Anklamer Geschichtsverein Schwedenmühle e.V. und anderen externen Partnern durchgeführt wurde. Service Learning meint die Verknüpfung von wissenschaftlichem universitären Arbeiten und gemeinnützigem Engagement: Studierende sollen ihre an der Universität erworbenen Kenntnisse auf in außeruniversitären Kontexten anwenden und in der Auseinandersetzung mit der Praxis reflektieren. Einerseits wird so erfahrungsbasiertes Wissen gewonnen, andererseits kann ein Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Fragen und Probleme erarbeitet werden (vgl. Backhaus-Maul; Roth 2013).



Der Ausgangspunkt des Projekts:

In jüngerer Zeit ist Jörg Driesner zufolge häufiger die Klage zu vernehmen, Absolventen des Faches Geschichte verfügten zwar über ein profundes theoretisches Wissen, seien durch ihr Studium nicht genügend vorbereitet auf die ‚eigentliche‘ Arbeit des Historikers. Der Arbeitsmarkt verlange weitaus mehr Praxisorientierung während des Studiums. Dies betreffe beispielsweise die Arbeit in verschiedenen Archiven, den Umgang mit außeruniversitären Einrichtungen und Behörden sowie Aufbereitung der gewonnenen Erkenntnisse für verschiedene Kontexte.

Mit dem auf zwei Semester angelegten Projektseminar „Die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse anhand des Beispiels der Arado-Siedlung in Anklam“ soll den eingangs genannten Defiziten bei angehenden Historikern entgegengewirkt werden. Dabei geht es nicht allein um die Einsichtnahme in mögliche Szenarien und Situationen der späteren Berufspraxis, sondern auch darum, die erarbeiteten inhaltlichen Ergebnisse für verschiedene Zusammenhänge aufzubereiten und zur Verfügung zu stellen. Die Veranstaltung ist sowohl für angehende Lehrerinnen und Lehrer als auch für Angehörige anderer Studiengänge konzipiert und beinhaltet die Erprobung unterschiedlicher Arten der Feldforschung wie z.B. Interview-Techniken. Darüber hinaus erlernen Studierende verschiedene Formen der Vermittlung, z.B. im Bereich der musealen Ausstellung oder der sozialen Arbeit.

Die Ziele und der Aufbau des Projekts:

Ziel des Hauptseminars ist es, Erkenntnisse darüber zu gewinnen, ob und inwiefern das heutige Leben in und um Anklam durch die 1937 in Betrieb genommenen Arado-Werke und die Arado-Siedlung beeinflusst wurde. Dieser Frage wird mit verschiedenen Methoden nachgegangen: Zentrales Element sind Zeitzugbefragungen darüber hinaus sind aber auch andere Formen der Feldforschung wie z.B. die Suche nach Spuren auf den ehemaligen Grundstücken der Arado-Werke und der Arado-Siedlung, die Einsichtnahme in die damaligen Bebauungspläne und Bauzeichnungen und damit zusammenhängend die Auseinandersetzung mit behördlichen und rechtlichen Aspekten von Bedeutung. Die zentrale Frage ist, inwiefern mit diesen verschiedenen als Teilprojekte durchgeführten Untersuchungen Rückschlüsse auf die Wirkungen der Arado-Siedlung für den Umgang mit heutigen demokratisch verfassten Formen des Zusammenlebens ziehen lassen.

Der Verlauf des Projektseminars ist in zwei Phasen eingeteilt. Im aktuellen Semester fand im ersten Schritt die gemeinsame Planung des gesamten Projektverlaufes statt; derzeit sind die Studierenden intensiv mit der Quellenrecherche befasst. Im Wintersemester soll die Auswertung und die Aufbereitung des Materials erfolgen. Dazu gehört u.a. die Planung eines gemeinsamen Workshops mit dem Schwedenmühle-Verein und Anklamer Schülerinnen und Schülern, aber auch die Zusammenarbeit mit dem Anklamer Lilienthal-Museum sowie dem Pommerschen Landesmuseum. Es ist geplant, die Ergebnisse in die Dauerausstellung zur Pommerschen Landesgeschichte zu integrieren.

Der bisherige Verlauf des Projekts:

Die Studierenden arbeiten überwiegend eigenständig. Für die Einarbeitung in konkrete Teilaufgaben wie z.B. die Suche von Zeitzeugen und das Durchführen eines Zeitzeugeninterviews haben sich die Studierenden nicht nur beim Seminarleiter, sondern auch in Form von Expertengesprächen Beratung eingeholt. Durch gut strukturierte gemeinsame Planung der einzelnen Arbeitsschritte und Zuständigkeiten funktioniert die Kooperation mit den externen Partnern sehr gut. So konnte z.B. im Nordkurier ein Aufruf an Zeitzeugen geschaltet werden und es wurde über das Projekt berichtet.

Diskussion:

In der Diskussion wurde zunächst nach den planerisch-organisatorischen Voraussetzungen gefragt. Bei der Durchführung des Seminars sei entscheidend, dass die Planung der Projektstrukturen und des Semesterzeitplans (Zeiten für gemeinsame Plenumstreffen etc.) am Beginn von allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern gemeinsam vorgenommen wurde. Hierfür sollte man sich unbedingt die nötige Zeit nehmen. Ferner waren flexible zeitliche Strukturen während des Semesters von Vorteil (z.B. längere Plenumstreffen am Beginn, während des Semesters flexible Zeiten für die Kleingruppenarbeit, dafür weniger Plenumstreffen). Studierende sollten in der Lage sein, mit Flexibilität eigenverantwortlich umzugehen. Der Seminarleiter sollte Arbeitsgruppen, die zeitweilig nicht genau wissen, wie ihre nächsten konkreten Schritte aussehen, in diesen Phasen der Unsicherheit intensiv betreuen. Entscheidend sei, dass die gemeinsamen Treffen am Beginn verbindlich festgelegt würden. Derartige Absprachen seien während des Semesters, wenn die Gruppen weitgehend eigenständig arbeiten, kaum mehr möglich.

Unabdingbar war die Zusammenarbeit externen Partnern, es fanden mehrere Expertengespräche mit Vertretern der Schwedenmühle und anderen Vereinen statt.

Vor allem, auf den praktischen Umgang mit Situationen wie die Begegnung mit den mittlerweile über 90-jährigen Zeitzeugen in den Interviews und anderen Akteuren angeht, sollten die Studierenden gut vorbereitet werden. Ebenso sollte eine theoretische Reflexion der Feldforschungsmethoden erfolgen.

Für die Seminarleitung sei ein zeitlicher Vorlauf von mindestens einem Monat besser aber bis zu drei Monaten zur Vorbereitung sehr gut, die Absprachen mit den externen Partnern für die Rahmenbedingungen und groben Ziele sollten frühzeitig getroffen werden.

Es wurde auch nach den bisher absehbaren Ergebnissen des Seminars gefragt. Zum einen gib es vielfältige Anschlussformen wie z.B. der Workshop mit Vertretern des Vereins Schwedenmühle eV. und Schülerinnen und Schülern oder auch Beiträge für Sonder- oder Dauerausstellungen in Museen, Fortbildungsmaterialien für Lehrer.

Auf inhaltlicher Ebene sei die Erkenntnis zentral, dass der Abgleich der Informationen, die vom „Hören-Sagen“ bekannt sind, mit den Analysen der Interviews und den Ergebnissen aus der Auseinandersetzung mit den Objekten und Dokumenten die Notwendigkeit von Korrekturen in der Einschätzung der Vergangenheit sichtbar werden lässt.

II. Forschung in der Lehre aus Sicht der Germanistischen Sprachwissenschaft

Im zweiten Teil trug Prof. Jürgen Schiewe grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von Forschung und Lehre aus Sicht der germanistischen Sprachwissenschaft vor.

Die Feststellung der gesetzlich verankerten Freiheit von Forschung und Lehre führte zunächst zur Frage, ob das zwischen Forschung Lehre stehende „und“ nicht eher als Nebeneinander zu verstehen sei, mithin ob eine Verbindung von Forschung und Lehre überhaupt vertretbar oder wünschenswert sei. Einiges spreche in seinen Augen für eine klare Trennung von Forschung und Lehre. So bedürfe es der Orte, an denen gesichertes Wissen tradiert wird. Das sei nach wie vor eine zentrale Aufgabe der Universität. Ein Blick auf die



beruflichen Anforderungen an die Expertise von Hochschulabsolventen mache allerdings deutlich, dass die Fähigkeit, bestehendes Wissen zu transformieren und Gegenstände selbst zu beforschen zu in den meisten akademischen Berufen erforderlich sei. Die Frage, ob Forschung Teil der universitären Lehre ist, sei daher eindeutig mit Ja zu beantworten.

Allerdings sei genau zu überlegen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit Elemente des Forschens sinnvoll in die Lehre eingebracht werden können. Schiewe trennte klar zwischen der Forschung als Unternehmung zur Generierung neuen Wissens und der Vermittlung und Tradierung von wissenschaftlich anerkannten Theorien und Methoden. Erst auf Basis einer gewissen Breite an fachlichem Theorie- und Methodenwissen könne mit dem Forschen begonnen werden. Daher könnten Forschungsaufträge an Studierende noch nicht am Beginn der Studienphase, sondern erst im späten BA- bzw. MA-Studium vergeben werden. Wenn Studierende tatsächlich damit betraut werden, neue Erkenntnisse zu produzieren, stelle sich die ethische Frage, wie diese Ergebnisse verwertet werden und wer welchen Wert aus der studentischen Forschungsarbeit schöpfen kann.

Zusätzlich zu diesen systematischen Voraussetzungen brauche es entsprechende praktische, materielle und zeitliche Rahmenbedingungen, damit Studierende an die Tätigkeit des Forschens herangeführt werden können. Nach Schiewes Einschätzung sind diese Rahmenbedingungen durch die modularisierte Studienstruktur derzeit stark eingeschränkt. Seine eigene Erfahrung habe gezeigt, dass es eines hohen Maßes an zeitlicher Flexibilität bedurfte, um sich über mehrere Semester hinweg einer Forschungsarbeit – in seinem Fall eine Textedition mit wissenschaftlichem Kommentar, die später in das Programm des Reclam-Verlages aufgenommen wurde – zu widmen. Bereits in den alten Studienstrukturen sei eine solche Intensität des Forschens nur in wenigen Seminaren möglich gewesen und habe nicht den Regelfall dargestellt.

Die derzeitige Organisation und Regulierung des Studiums mittels Workloadeinheiten stehe zu solchen Arbeitsformen tendenziell im Widerspruch. Zudem habe sich die Mentalität der Studierenden dahingehend verändert, dass die Bereitschaft, Zeit und Aufwand sehr von der Sicherheit abhängen, hierfür eine bestimmte Form von Anerkennung zu erhalten, z.B. in Form von ECTS-Punkten. Andererseits sei der heutige Anspruch, nicht nur einer kleinen Elite, sondern möglichst vielen Studierenden die Auseinandersetzung mit Forschung zu ermöglichen.

Wenn man es ernst meine mit diesem Anliegen, sei es unabdingbar, die Forschungstätigkeit auch in entsprechend den Studienordnungen zu integrieren, d.h. Forschungsarbeiten im Curriculum und einzelnen Modulen verankern. Damit verbunden seien auch Überlegungen, welche Prüfungsformen hierfür angemessen sind.

Wie eine solche Verankerung konkret aussehen kann, erläuterte Schiewe anhand der Reform der BA-Studiengänge im Arbeitsbereich Germanistische Sprachwissenschaft im Jahr 2012. Die Beschreibung einzelner Module sieht vor, dass Studierende die Fähigkeit zu eigenständigem wissenschaftlichen Arbeiten erwerben. Bezogen auf das Arbeitsfeld Gesprächsanalyse wurde das Qualifikationsziel Forschung dahingehend konkretisiert, dass Studierende verschiedene Methoden des Transkribierens nicht nur kennen, sondern auch anwenden können sollten und ferner in der Lage sein sollten, aus dem gewonnenen Material eine Fragestellung abzuleiten. Die Prüfungsleistung in einem der Forschung gewidmeten Modul besteht nun darin, die eigene Forschungsarbeit in Form eines Referats mit Thesenpapier vorzustellen und zu diskutieren. Alternativ kann begleitend ein Portfolio mit Einträgen und Reflexionen zu verschiedenen Arbeitsphasen erstellt werden; eine klassische Hausarbeit sei hier nicht mehr vorgesehen. Hier wurden also neue Wege in der Form des Prüfens beschritten.

Ferner sei bei der Integration studentischer Forschungsarbeiten in die modularisierte Studien- und Prüfungsordnung zu bedenken, dass genügend inhaltlicher Spielraum gelassen werde, wenn sich beim Lehrpersonal Veränderungen der je aktuellen Forschungsschwerpunkte ergeben. So wurde bei Modularisierung des Lehramts ganz bewusst ein offenes Modul „Theorien – Methoden – Empirie“ eingeführt, während die Module des BA-Studienganges sich stärker auf bestimmte Inhalte wie z.B. Methoden der Datenerhebung und Analyse im Bereich Gesprächsanalyse festlegt.

Der Erfolg der Umsetzung dieser Zielvorgaben hängt Schiewe zufolge stark von überschaubaren Größen der Lehrveranstaltungen ab, zudem müssten die konkreten Konstellationen der jeweiligen Arbeitsgruppen stimmig sein, was von sehr individuellen, nicht planbaren Faktoren abhängen. Wenn man öffentlich vorzeigbare Ergebnisse als Kriterium erfolgreicher Forschung ansetzt, sollte bei studentischen Forschungsprojekten auch die Möglichkeit des Scheiterns bedacht und zugelassen werden. Die Erfahrung zeige jedoch in vielen Fällen, dass auch in Zeiten der Modularisierung mit studentischer Forschung qualitativ sehr gute Ergebnisse erzielt werden.

Die größten Widerstände stellten sich häufig bei der Präsentation und bei der Verschriftlichung der Arbeitsergebnisse ein. Hier stelle sich die Frage, welche Anreize man Studierenden bieten könne. Studierende an Publikationen oder ortsübergreifenden Forschungsk Kooperationen wie z.B. an der Zusammenarbeit im Bereich Diskursanalyse der Universität Greifswald und der Universität Stettin zu beteiligen, sei eher im Einzelfall möglich und nicht unbedingt für den Regelfall planbar. Insgesamt, so die Einschätzung Jürgen Schiewes, sei die Verknüpfung von Forschung und Lehre zwar schwierig, aber nicht unmöglich.

Diskussion:

In der Diskussion wurde die von Jürgen Schiewe vorgetragene Einschätzung teilweise bestätigt. Die Integration forschungsförmigen Arbeitens setze stets einen hinreichend Umgang mit bestimmten theoretischen Hintergründen und Methoden voraus. Wenn Studierende hiermit überfordert sind, sei eine Veranstaltung zum Scheitern verurteilt. Ein hinreichendes fachliches Niveau müsse gegeben sein. Teilweise wurden die Möglichkeiten der Einbindung studentischer Forschung aber auch optimistischer gesehen. Grundsätzlich sei das Niveau der heutigen Studiengänge nicht schlechter als in den alten Studiengängen. Der entscheidende Unterschied wurde darin gesehen, dass heute versucht werde, Elemente des Forschens flächendeckend in die Lehre zu integrieren oder zumindest für die Mehrheit der Studierenden zugänglich zu machen. Früher seien lediglich einige wenige Studierende an Forschungsprozessen beteiligt worden. In den alten Studiengängen sei dieses eher elitäre Vorgehen nicht als problematisch angesehen worden, heute dagegen schon.

Bestätigt wurde, dass auf diese veränderten Anforderungen mit neuen Formen schriftlichen Arbeitens und einem veränderten Prüfungswesen reagiert werden müsse. Ein wichtiges Stichwort sei in diesem Zusammenhang eine stärkere Orientierung am Prozess wissenschaftlichen Arbeitens, der im Arbeitsjournal oder Portfolio besser darstellbar sei als in der klassischen Seminararbeit.

Anreize für arbeitsintensive studentische Forschungsarbeiten könnten dadurch erhöht werden, indem erfolgreiche Forschungsprojekte eigens im Abschlusszeugnis vermerkt werden.

Die Beteiligten sind sich einig, dass der Erhalt eines hohen fachlichen Niveaus für eine stark angestiegene Zahl von Studierenden in jedem Fall eine große Herausforderung bleibe. Die Verknappung der frei verfügbaren Zeit in den derzeit stark verregelten Studienstrukturen wird als ein großes Problem angesehen. Ob sich Zeit „gewinnen“ ließe, indem man für eine bessere Vorbereitung der Schulabgänger auf das jeweilige Studium Sorge, wird allerdings kontrovers diskutiert. Es gehe nicht nur um die Aneignung eines bestimmten Wissens, wissenschaftliches Arbeiten und Forschen bedürfe auch einer gewissen Reife – diese habe eine eigene Zeitlichkeit.

Wir danken Dr. Jörg Driesner und Prof. Jürgen Schiewe für ihre Impulse und allen Beteiligten für die rege Beteiligung an der Diskussion!